

A top-down view of a messy table with wine glasses, a bottle, salt and pepper shakers, a cork, and chocolate. The scene is set on a white surface, possibly a tablecloth, with various items scattered around. The text 'Olga Grjasnowa' is at the top, 'JULI' is in the middle, 'AUGUST' is in the lower middle, and 'SEPTEMBER' is at the bottom. The publisher's logo 'HANSER BERLIN' is in the bottom right corner.

Olga Grjasnowa

JULI

Roman

AUGUST

SEPTEMBER

Leseprobe

Das Buch

Lous zweiter Ehemann ist eine Trophäe. Sergej ist Pianist und er ist jüdisch, genau wie Lou. Trotzdem ist ihre Tochter Rosa noch nie in einer Synagoge gewesen – eine ganz normale jüdische Familie in Berlin. Aber sind sie noch eine Familie, und was ist das überhaupt? Um das herauszufinden, folgt Lou der Einladung zum 90. Geburtstag ihrer Tante. In einem abgehalfterten Resort auf Gran Canaria trifft der ganze ex-sowjetische Clan aus Israel zusammen, verbunden nur noch durch wechselseitige Missgunst. Lou weiß plötzlich, dass die Antwort auf all ihre Fragen in der glühenden Hitze Tel Avivs zu finden ist. Ein Roman, so aktuell, zynisch und unterhaltsam, wie nur Olga Grjasnowa ihn schreiben kann, über eine Frau, deren Identität sich aus lauter Splintern zusammensetzt, die scheinbar alle nicht zusammenpassen. Bis sie es auf unerwartete Weise doch tun.

Die Autorin

Olga Grjasnowa, geboren 1984 in Baku, Aserbaidschan, wuchs im Kaukasus auf. Längere Auslandsaufenthalte in Polen, Russland und Israel. Absolventin des Deutschen Literaturinstituts Leipzig. 2011 erhielt sie das Grenzgänger-Stipendium der Robert Bosch Stiftung. Für ihren vielbeachteten Debütroman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* wurde sie 2012 mit dem Klaus-Michael Kühne-Preis und Anna Seghers-Preis ausgezeichnet. Bei Hanser erschien zuletzt ihr Roman *Die juristische Unschärfe einer Ehe*.

Olga Grjasnowa. *Juli, August, September*
224 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 17. September 2024

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Anzinger und Rasp, München
Motiv: © Marcus Nilsson / Gallery Stock

JULI

Rosa übernachtete bei einer Freundin aus dem Kindergarten. Es war das erste Mal, dass sie woanders schlief, weswegen ich nicht glaubte, dass es funktionieren würde, also wartete ich. Ich legte die Wäsche zusammen, schaltete den Fernseher erst ein und dann wieder aus und schaute immer wieder aufs Handy. Da gegen zehn Uhr immer noch keine Nachricht gekommen war, beschloss ich, ins Bett zu gehen.

Als ich meine in Tränen aufgelöste Tochter eine Stunde später abholte, versicherte mir die andere Mutter, dass nichts passiert sei, Rosa hätte mich bloß vermisst. Nur hatte sie angefangen, noch heftiger zu weinen, sobald sie mich sah. Es hatte lange gedauert, bis ich es geschafft hatte, sie unter den missbilligenden Blicken der anderen Mutter zu beruhigen. Sie schlief im Taxi ein, das Gesicht voller Tränenschlieren.

Am nächsten Morgen, auf dem Weg zum Kindergarten, erzählte mir Rosa, dass sie bei ihrer Freundin ein Buch von Adolf Hitler gelesen habe. Rosa sagte immer lesen, wenn sie vorlesen meinte. Ich vermutete, dass es ein Bilderbuch über das Leben von Anne Frank war – ich hatte es am Vorabend in der Wohnung liegen sehen und mich bemüht, nicht die Augen zu verdrehen. Es war eines jener Bilderbücher, die das Leben berühmter Personen auf ein paar Sätze herunterbrachen und die mich an die sowjetische Reihe *Das Leben berühmter Menschen* erinnerten, die meine Mutter geliebt hatte. Die Reihe war längst vergriffen, aber meine Tante hatte noch ein paar Exemplare aufbewahrt, in denen ich manchmal als Kind geblättert hatte. Statt mir zu antworten, kniff Rosa ihre Augen zusammen und erzählte mir das Buch nach.

Meine Tochter, die nach ihrer Urgroßmutter, einer Holocaustüberlebenden, benannt war, wusste bis dahin nichts über

Anne Frank oder die Shoah. Offenbar hatte sie die Sache mit Adolf Hitler in dem Buch falsch interpretiert, und jetzt standen wir mitten in Berlin, ausgerechnet in der Nähe des Axel-Springer-Hochhauses. Der Himmel war wolkenverhangen, zwischen den Hochhäusern wehte ein rauer Wind, und aus Rosa sprudelte es nur so heraus. Was sie sagte, war im Prinzip richtig, außer dass sie dachte, Adolf Hitler hätte das Buch geschrieben. Außerdem dachte sie, er hätte etwas gegen Jungen, nicht Juden, gehabt. Jüdisch sei sie selbst übrigens nicht, denn sie glaube nicht an Gott. Rosa wusste natürlich, dass sie jüdisch war, sie wusste nur nicht, wie viele Menschen aus diesem Grund ermordet worden waren, und ich hoffte, dass es noch eine Weile lang so bleiben könnte. Zu Hause hatten wir eine Chanukkia, den neunarmigen Leuchter, dessen Kerzen an Chanukka angezündet werden. Doch die Kerzen auch am Schabbat rauszuholen, war uns bereits zu viel Aufwand. Die anderen hohen Feiertage begingen wir auch irgendwie, allerdings niemals in der Synagoge.

Rosa plapperte weiter fröhlich vor sich hin, ich hingegen wurde immer stiller. Als wir ankamen, schaute uns die Kindergärtnerin neugierig an, und ich versuchte, mich so schnell wie möglich zu verabschieden.

Ich fuhr zu einer Buchhandlung, die eher einem durchgestylten Café als einem Geschäft glich, und fand das Buch sofort: Anne Frank sah aus wie eine Mischung aus einer Manga-Figur und einer stilisierten Audrey-Hepburn-Postkarte. Die Prosa war unterkomplex und konnte nicht einmal eine vage Vorstellung vom Holocaust vermitteln. Sofern man als Elternteil den Wunsch verspürte, es zu tun. Das KZ kam nur am Rande vor und hätte auch ein Sanatorium sein können. Ich hatte das ganze Buch im Laden durchgelesen und stand nun fassungslos vor dem Bücherregal. Die Buchhändlerin wurde ungeduldig. Sie hatte einen kurzen Pony, flachsblondes dünnes Haar und eine

sehr große dunkle Hornbrille. Ich versuchte, vertrauenerweckend zu wirken, aber das Gesicht der Buchhändlerin spiegelte deutlich ihre wachsende Besorgnis. Als sie sich mir näherte, verließ ich den Laden.

Am Abend, nachdem ich Rosa ins Bett gebracht hatte, fragte ich Sergej, was er zu tun gedenke und ob Rosa irgendeine Identität brauche, aber er schenkte sich lediglich ein Glas Wein ein und ging zurück zu seinem Flügel. Nachdem er sich hingesetzt hatte, drehte er sich noch einmal zu mir um und sagte: »Juden haben keine Wurzeln, Juden haben Beine«, lachte, prostete mir zu und wandte sich wieder von mir ab. In diesem Augenblick verfluchte ich ihn und seinen Steinway-Flügel. Sobald er dahinter saß, war er nicht mehr ansprechbar, und da er ja der Künstler war, hatte ich still zu sein. Er studierte ein neues Programm ein.

»Serescha, so geht es nicht weiter«, sagte ich zu mir selbst und goss mir ebenfalls ein Glas Wein ein. Das Glas wurde zu voll, ich nahm einen großen Schluck. Es war seine Wohnung, die er kurz vor unserer Hochzeit gekauft hatte – gerade noch rechtzeitig. Vier Zimmer innerhalb des S-Bahn-Rings, Altbau, große Flügeltüren, genug Platz, um glücklich sein zu müssen, dazu Nachbarn, die wegen eines Konzertpianisten nicht gleich das Ordnungsamt riefen, selbst wenn der für sie nach Jahrzehnten im Westen noch immer ein Russe war. Dennoch hatten wir inzwischen das Übungszimmer schalldicht isoliert. Ich setzte mich auf die Klavierbank neben ihn und legte meinen Kopf auf seine Schulter. Er küsste mich, ohne sein Spiel zu unterbrechen.

Wir blieben eine Weile nebeneinander sitzen. Dann sagte er: »Lou, ich muss üben.« Eigentlich heiße ich Ludmilla, aber dieser Name existiert nur noch auf Formularen, wobei ich mich glücklich schätzen kann, dass er bei der Einreise nach Deutsch-

land nicht völlig verstümmelt wurde. Sergej war derjenige, der Ljuda, meinen Kosenamen, zu Lou abkürzte, was mir gefiel, denn so hatte er nichts mit mir zu tun und gab mir eine neue Identität.

Sergej hatte noch nie etwas anderes in seinem Leben getan, als zu spielen. Seine Mutter hatte ihn im Alter von vier Jahren ans Klavier gesetzt, und dabei war er geblieben. Sie war selbst eine ausgebildete Konzertpianistin, aber keine erfolgreiche. Seit ihrem Abschluss hatte sie kein einziges Konzert gespielt. Obwohl sie drei Kinder hat, war Sergej der Einzige, der von ihr unterrichtet und konsequent zum Üben gezwungen wurde. Einmal fragte ich sie, weshalb ihre Wahl ausgerechnet auf ihn gefallen war, aber sie starrte mich lediglich an, zog an ihrer Zigarette, obwohl ich sie gebeten hatte, sie nicht in meiner Küche zu rauchen, und sagte: »Und warum hast du dich für ihn entschieden?«

Ich hatte ihr nicht geantwortet, war nur aufgestanden und hatte das Fenster sperrangelweit geöffnet. Es war Dezember. Ekaterina hatte jedoch Recht: Es gab kaum jemanden, der eine solch konstante Leistung lieferte wie er. Geboren in Moskau, Schüler am dortigen Konservatorium, später Studium an der Julliard School mit einem Vollstipendium, Teilnahme am Chopin-Wettbewerb in Warschau, erster Platz mit fünfundzwanzig. Es folgten Konzerte in Asien, Europa und Nordamerika, Ruhm und Druck, dem Sergej immer standhielt. Er erhob nie die Stimme, wurde selten nervös, trank ausschließlich Weißwein oder Champagner und selbst das mehr oder weniger kontrolliert. Er war wie eine Maschine. Der Traum eines jeden Managers und Veranstalters.

Seine Mutter war meistens an seiner Seite und passte auf, dass ihm nichts passierte. Nur bei unserem Kennenlernen sei sie kurz abgelenkt gewesen, scherzte sie gerne. Ekaterina wohn-

te fußläufig und kam ständig bei uns vorbei, natürlich unangemeldet. Dann erwartete sie von mir, dass ich ihr Tee zubereite, während sie mit Sergej sein Repertoire, die neuesten Rezensionen, seine Managerin, Rosa und mich durchsprach. Vor allem mich – naturgemäß war unser Verhältnis etwas angespannt –, denn sie machte keinen Hehl aus der Ansicht, dass ich für ihren Sohn nicht annähernd gut genug sei. Doch Sergej hatte sich in mich verliebt. Vielleicht lag es daran, dass ich wie eine Schickse aussah, aber keine war. Die Geburtsurkunde meiner Mutter, in der die Nationalität als jüdisch vermerkt war, war jedenfalls in Ordnung, zumindest ordentlicher als die der meisten jüdischen Sowjet-Bürger. Sowie derer, die ihre Papiere in der Sowjetunion *korrigiert* hatten, um bessere Chancen im Leben zu haben, etwa um zu promovieren oder bestimmte Fächer studieren zu dürfen. Manche bestachen nach dem Zusammenbruch des Imperiums die Rabbiner, um als Juden ausreisen zu können. Andere wiederum waren zwar jüdisch, aber ihre Papiere, die in den Synagogen ausgestellt worden waren, wurden vom sowjetischen Regime kurz vor dessen Kollaps eingezogen und gegen neue ausgetauscht, die absichtlich wie Fälschungen aussahen. Meiner Mutter war nichts dergleichen passiert, und so hatten weder das orthodoxe Rabbinat in Israel noch meine Schwiegermutter etwas zu beanstanden. Sie insistierte allerdings auf einem Ehevertrag.

Ich beschloss, Sergej üben zu lassen, zog mich um und ging zurück in Rosas Zimmer. Ich setzte mich auf den Boden neben ihr kleines Bett und hörte ihrem regelmäßigen Atem zu. Mein armes kleines deutsches Kind, das eingerollt auf dem Bett lag und träumte. Noch wusste ich alles über sie, was sie mochte und was nicht, wie sie roch und wie sich ihre Haut anfühlte. Ein kleiner Mensch, der noch keine Geheimnisse vor mir hatte, ein

Mensch, der erst in mir und dann neben mir gewachsen war. Ich fragte mich, wie lange es noch so bleiben würde. Wie viel Zeit ich hatte, um diese Art von Intimität zu genießen.

Ich legte mich zu ihr, dimmte das Display meines Handys und fing an, durch Seiten mit Kinderkleidung zu scrollen: winzige Winterstiefel, Pullover, Strumpfhosen, Hüte und Sandalen. Statt etwas zu bestellen, bewegte ich die Sachen in den Warenkorb und ließ sie dort liegen.

Am nächsten Tag war Nadja da. Wir kamen beide aus dem heruntergekommenen russischen Reich, nur hatte ich Akademikereltern, die mit mir nach Deutschland ausgewandert waren und mich für jede Note, die schlechter als eine Zwei war, ausgeschimpft hatten, und sie hatte Eltern, die bis heute in der Ukraine lebten, tranken und sie davon abgehalten hatten, regelmäßig zur Schule zu gehen.

Bevor Nadja anfang zu arbeiten, machte ich Kaffee, und wir sprachen über die neuesten Nachrichten aus der Ukraine. Sie hatte eine Tochter, die ein paar Jahre älter als Rosa war und in Czernowitz lebte, weil Nadja immer noch glaubte, sie würde bald dorthin zurückkehren. Ich kannte ihre Tochter nur von Fotos: ein fröhlich lachendes Mädchen in rosa Pullovern mit Strasssteinchen. Nadja kümmerte sich in Berlin um den Dreck und die Schmutzwäsche anderer Leute und sparte eisern für eine Zukunft in bescheidenem Wohlstand: Sie baute für ihre Familie ein Haus in der Ukraine. Alle zwei Monate fuhr sie hin, um ihre Tochter zu sehen und den Bau zu beaufsichtigen. Wenn sie in Deutschland war, passten die Großeltern auf ihre Tochter und ihre Nichte auf, deren Eltern wiederum in Italien arbeiteten: Nadjas Bruder auf dem Bau und ihre Schwägerin als Haushälterin. Sie schickten ebenfalls Geld nach Hause.

Als wir uns kennengelernt hatten, man könnte auch sagen: als sie angefangen hatte, unsere Wohnung zu putzen, war ich mit Rosa schwanger, und sie wollte nur drei Jahre bleiben, um dann in die Ukraine zurückzukehren. Mittlerweile war Rosa fast fünf, und Nadja verschob ständig ihre Abreise. Immer musste neues Geld her: zuerst für das Dach, dann für die Fenster, den Zaun, die Elektrizitätsleitungen, die Heizkörper. Zudem stiegen hier und dort die Preise, und Nadja wurde zur

Gefangenen zwischen den beiden Ländern. Oder zur Gefangenen ihres Traums. Selbst der Krieg hatte es nicht geschafft, ihn zu zerstören. Nächstes Jahr würde das Haus fertig werden, und sie würde endlich zurückkehren – falls es bis dahin nicht von russischen Raketen zerstört wurde.

Nachdem wir alles gesagt hatten, was es zu den neuesten Nachrichten zu sagen gab, unterhielten wir uns über unsere Töchter, dann über die Unterschiede zwischen deutschen und ukrainischen Schulen, und schließlich kam die Gesprächspause, nach der ich Nadja würde sagen müssen, was an diesem Tag zu erledigen war.

Während sie putzte, setzte ich mich mit schlechtem Gewissen an meinen Computer. Ich beantwortete meine Mails, ging die Liste der Bücher durch, die ich in der Bibliothek bestellt hatte, und machte mich schließlich auf den Weg dorthin. Mein schlechtes Gewissen fiel in einen Dämmer Schlaf.

Für einen der seltenen Abende, an denen Sergej da war, hatte ich in der Lebensmittelabteilung der Galeries Lafayette Käse, Brot, Austern, Champagner und die von ihm so geliebten Törtchen besorgt, auf die er eigentlich verzichten wollte, was ihm aber nicht gelang. Ich hatte Pasta gekocht und einen Salat gemacht, den Tisch gedeckt und eine Vase mit frischen Blumen hingestellt. Dabei schien es nur so, als würde ich mich um alles kümmern. In Wahrheit war es Sergej, der darüber entschied, wo wir wohnten, welche Musik wir hörten, was wir aßen und wo wir unseren Urlaub verbrachten. Allerdings formulierte er seine Wünsche nie als Befehle, sondern immer als Bitten.

Er stellte sich hinter mich, ohne mich zu berühren. Ich roch sein Eau de Toilette, das ich ihm zu unserem ersten Jahrestag geschenkt hatte und das er seitdem immer wieder nachkaufte.

»Was machen die Kerzen da?« Sergej betrachtete skeptisch das Tischarrangement. Er trug eine Cordhose, ein weißes Hemd und dazu Hausschuhe aus Leder, die einzige postsowjetische Angewohnheit, die er nicht abgelegt hatte.

»Es ist Schabbes.«

»Seit wann ist dir das wichtig?«

»Ich weiß nicht, vielleicht sollten wir damit anfangen.« Ich machte eine Pause, biss mir auf die Lippe und sagte dann: »Rosa zuliebe.«

Sergej lachte. Laut und dunkel.

»Sie weiß nichts über uns.«

»Welches uns?«

»Sie hat überhaupt keinen Bezug – zu uns.«

Sergej lachte noch lauter.

»Was ist, wenn sie es zuerst von jemand anderem erfährt? So wie mein Cousin, er war erst sechs, und die Eltern seines Freundes erzählten zu Hause Ausschwitz-Witze, wenn er zu Besuch war.«

»Ein paar sind ganz gut.«

»Sie waren keine Israelis.«

»Ich weiß.« Seine Stimmung änderte sich.

»Wir sollten ihr etwas beibringen«, sagte ich.

»Kannst du ihr nicht einfach etwas über Sex erzählen?«

»Es ist dein drittes Glas Wein.«

»Woher weißt du das?«, fragte er erstaunt.

»Ich habe die Flasche erst am Morgen in den Kühlschrank gestellt.«

»Austern sind nicht kosher.« Er schaute mir direkt in die Augen: »Na gut, dann melde sie meinetwegen zu einem Kurs in der Gemeinde an.«

»Mehr fällt dir dazu nicht ein?«

»Du willst etwas und weißt selbst nicht, was«, Sergej küsste meinen Nacken.

»Ich weiß nicht, ob wir sie schon mit fünf traumatisieren sollten«, sagte ich.

»Wenn das Judentum traumatisierend ist, sollten wir es vielleicht lassen.«

»Und konvertieren?«

»Gott behüte.« Er küsste mein Ohrläppchen.

Als ich meine Hände an seine Taille legte, sagte er: »Weißt du, du achtest penibel darauf, dass sie genug Bücher hat, in denen Schwarze Kinder vorkommen. Sie weiß alles über Rosa Parks und Martin Luther King. Aber sie hat noch nie eine Synagoge von innen gesehen.«

»Das einzige Kinderbuch, das es hier über Juden gibt, ist das Anne-Frank-Buch.«

»Und das kennt sie nun«, stellte er nüchtern fest.

»Sie glaubt, Hitler hat es geschrieben.«

»Meinetwegen.« Sergej ließ mich los und setzte sich an den Tisch. Auf einmal sah er müde aus. Die Ringe unter seinen Augen waren dunkel.

»Möchtest du Pasta?«

»Ist das Pistazien-Pesto?«

»Hm.« Sergej sah mich aufmerksam an: »Wieso isst du nicht?«

»Ich habe schon gegessen.«

»Hier«, er legte trotzdem eine riesige Portion Nudeln auf meinen Teller. Und das, die Fähigkeit, meine Bedürfnisse zu sehen, wenn auch nur die kleinen und nicht die großen, war einer der Gründe, warum ich ihn liebte. Er sorgte sich um mich. Wenn ich froh, legte er mir seine Jacke um die Schultern, er nahm mir schwere Taschen ab, war höflich zu meiner Mutter und ein guter Vater. Zumindest, wenn er da war.

»Hör zu, wenn es dir wirklich wichtig ist, kann sie später auf die jüdische Schule gehen. Die im Westend, nicht auf die andere. Da sind nur Konvertiten«, sagte er und führte seine Hand zur Weinflasche, zog sie aber gleich wieder zurück und steckte sie in seine Hosentasche.

»Im Westend sind nur Russen.« Ich schenkte ihm nach.

»Und wer sind wir?«

»Zumindest keine Konvertiten aus SA-Familien.« Sergej lachte über seinen eigenen Witz. Dann rollte er Spaghetti um seine Gabel.

»Wie ist die Pasta?«

»Hervorragend.«

»Nicht zu weich?«

»Sie ist gut, Lou.« Er nahm noch einen Bissen, als wollte er seine Aussage unterstreichen. »Die Schule –«

»Ich möchte nicht, dass sie religiös wird«, unterbrach ich ihn: »Weißt du noch, was Sarah passiert ist?«

Sergej schaute mich fragend an, wenn auch nicht wirklich interessiert. Er wusste, dass ich eigentlich nicht Sarah meinte, eine entfernte Bekannte, deren Geschichte ich nur ganz am Rande aufgeschnappt hatte, sondern David, mit dem ich in meiner Jugend verheiratet gewesen war.

»Ihr Mann wollte den Kindern mehr *community* geben, und am Schluss waren die Kinder orthodox und weigerten sich, bei Sarah zu essen, weil es nicht koscher genug war.«

»Das war in Paris, oder?«

»Na und?«

»Paris ist etwas anderes, Lou. Frankreich ist etwas anderes. Hier ...«

»Davon spreche ich doch, wir sind hier.« Meine Stimme war lauter als beabsichtigt.

»Eben. Hier wird sie nur etwas über tote Juden erfahren. Nichts über lebende, nichts über dieses *Wir*, das dir neuerdings so wichtig ist.«

Ich setzte an, um ihm zu antworten, aber mir fiel nichts ein.

Sergej hörte auf zu kauen und sagte: »Nicht der Holocaust macht uns zu Juden, sondern die Tatsache, dass wir unter den Nachkommen der Täter leben.«

»Das ist jetzt auch keine Neuigkeit«, sagte ich und wusste, dass er gleich wieder auf sein Lieblingsthema kommen würde.

»Ja, aber das Problem ist, dass so viele zum Judentum konvertiert sind und sich nun dazu berufen fühlen, sich um den sogenannten interreligiösen Dialog zu kümmern«, sagte er.

»Aber nur um den mit den Christen.«

»Baruch HaSchem«, sagte Sergej mit vollem Mund.

»Wenigstens das können uns die Araber nicht vorwerfen.«

»Ich weiß nicht, wie oft mir das Judentum von Deutschen abgesprochen worden ist. Weißt du noch, wie der eine, ich vergesse immer seinen Namen, der auch bei Rewe einkauft ... An der Käsetheke erklärt er mir immer, dass ich kein Jude bin.«

»Wieso redest du überhaupt mit ihm?«

»Er ist der Chef meiner Plattenfirma.«

»Natürlich ist er das.«

Er lächelte.

»In den USA war vieles besser.«

»Aber nicht der Käse«, korrigierte Sergej mich. »Und auch nur in New York.« Er machte eine Pause und schob den Teller von sich: »Das Essen war wirklich gut, vielen Dank.«

»Möchtest du noch mehr?«

Als er nicht antwortete, zog ich ihn ins Schlafzimmer. Sex fiel mir im Gegensatz zu Beziehungen leicht. Ich fand ihn unkompliziert: Entweder er funktionierte zwischen zwei Menschen oder nicht, während Beziehungen zu viele Interpretationsspielräume offenließen. Sex war einfache, ehrliche Kommunikation. Danach lagen wir nebeneinander im Bett und berührten uns nicht. Zwischen uns war kein Ozean, keine Geste, kein Wort. Ich schaltete die Lampe aus. Plötzlich rutschte Sergej nah an mich heran, legte seine Hand auf meinen Bauch und flüsterte: »Wir sollten mit ihr in die Synagoge gehen.«

»Machst du das?«

»Ich muss nach Salzburg.«

Davon hatte ich bis dahin nichts gewusst, unterdrückte aber den Impuls, mich zu beschweren: »Hattest du es mir erzählt?«

»Mehrmals.«

»Wann?«

»Keine Ahnung.«

»Nein, ich meine, wann bist du in Österreich?«

»Erst Ende August. Danach gehe ich mit ihr hin. Verspro-

chen. Es sind zwei Konzerte und eine Meisterklasse – zu viel Geld, um abzusagen.«

Geld war immer das Argument, das gewann, vor allem, da wir seit der Pandemie fast pleite waren. Ich wünschte, Sergej hätte noch etwas gesagt, etwas versprochen, aber er blieb stumm. Zwischen uns hatten sich schon zu viele Anschuldigungen und Enttäuschungen angesammelt, es war besser, wenn wir schwiegen.

Vor sieben Jahren, am Anfang unserer Ehe, hatten wir noch versucht, uns nach einem Streit auszusprechen, einander zuzuhören und zu verzeihen, nur um uns kurz darauf nur noch lauter und verzweifelter anzuschreien. Mittlerweile haben wir sogar das Schreien eingestellt.

Manchmal kam es mir so vor, als hasste ich meinen Mann, vor allem, wenn er sich auf ein Konzert vorbereitete. Dann igelte er sich für Tage, mitunter für Wochen ein und war weder für mich noch für Rosa erreichbar. Es schien, als hätte er unsere Existenz aus seinem Bewusstsein getilgt. Seine Mutter erzählte begeistert, dass er schon als Sechsjähriger stundenlang allein üben konnte, und bis heute lautete die erste Frage, die sie ihm stellte: »Hast du schon geübt?« Er hatte immer geübt, selbst an dem Tag, als Rosa geboren wurde, übte er.

Ich mochte Musik nicht einmal. Ich hörte sie mir an, aber ich mochte sie nicht. Wobei ich auch gar nicht viel heraushören konnte, denn ich hatte überhaupt kein musikalisches Gehör, obwohl fast alle um mich herum Musiker waren.

Sergej hatte ich geheiratet, weil ich meiner Mutter etwas beweisen wollte. Meine Mutter unterrichtete ebenfalls Klavier. Nur mich hatte sie niemals unterrichtet, weil es nicht zu übersehen war, dass ich keinerlei musikalisches Talent besaß. Seit ich Sergej geheiratet hatte, ging meine Mutter allerdings davon aus, dass ich doch eine Begabung besaß – eine für Männer.

Dabei hatte ich einen Beruf: Ich war promovierte Kunsthistorikerin und Galeristin. Für viele Menschen war das vielleicht kein richtiger Beruf, aber bevor Rosa zur Welt kam, war ich für eine internationale Galerie von einer Kunstmesse zur anderen gereist und hatte Künstler auf der ganzen Welt in ihren Ateliers besucht. Doch mein größtes Talent lag darin, obszön reiche Sammlerinnen dazu zu bringen, sehr viel Geld für ein Bild auszugeben. Ich konnte innerhalb weniger Sekunden erraten, wonach sich die Frauen sehnten, und projizierte genau diese Sehnsüchte auf die Kunst, die ich ihnen verkaufte. Ich veränderte meine Tonlage, wurde zutraulich, manchmal sogar leicht über-

griffig, und schon wechselten sechsstellige Summen die Besitzerin. Für diese Frauen waren das allerdings keine nennenswerten Ausgaben. Immerhin war bisher noch niemand auf die Idee gekommen, mich auf russische Oligarchen anzusetzen.

Sergej lernte ich kennen, als ich das erste Mal zu einer Sammlerin eingeladen wurde: Damals traute ich mich kaum, das Haus zu betreten. Ich war vierundzwanzig und gerade in New York angekommen, um an der Columbia in Kunstgeschichte zu promovieren. Ich hatte ein Stipendium bekommen, und die Gastgeberin war eine Bekannte meiner Professorin, die mir das Stipendium besorgt hatte. Alles, woran ich an diesem Abend denken konnte, war, dass ich versehentlich meinen kürzesten Rock angezogen hatte und dass der auch noch von H&M war.

Nachdem ich fast eine halbe Stunde vor dem Haus auf und ab gelaufen war und dabei eine Zigarette nach der anderen geraucht hatte, sah ich irgendwann eine Kommilitonin an der Tür und ging mit ihr hinein. Das Haus war voller Menschen, es müssen Hunderte gewesen sein, und ich fand jeden einzelnen von ihnen angsteinflößend.

Im Flur neben dem Eingang befand sich ein Werk von Félix Gonzáles-Torres: ein Berg goldener Bonbons. Das Gesamtgewicht der Bonbons betrug genau 79 Kilo – das Idealgewicht des 1991 an Aids verstorbenen Partners von Gonzáles-Torres. Damals habe ich mich nicht getraut, ein Bonbon mitzunehmen, aber in den Jahren, die folgten, nahm ich jedes Mal zwei, wenn ich eine seiner vielen Bonbon-Arbeiten sah. Eines steckte ich sofort in den Mund und das andere in meine Tasche.

Das Wohnzimmer der Sammlerin glich einem Galerieraum. An den Wänden hingen großformatige Gemälde, und in der Mitte des Raums stand ein Flügel, auf dem Sergej spielte. Später traf ich ihn in der Küche, wo er mit einem Kellner scherzte, der

sich als sein Kommilitone herausstellte. Ich fragte sie, ob sie wussten, wo das Gästebad war, das ich schon seit einer halben Ewigkeit suchte. Kurz darauf wurde Sergejs Bekannter ermahnt, weiterzuarbeiten, während Sergej und ich höflich der Küche verwiesen wurden. Wir setzten uns auf ein riesiges Sofa, das zwanzig Menschen Platz geboten hätte, und Sergej fing sofort an zu erzählen. Seiner Geschichte konnte ich nicht folgen, doch ich sah, dass er nervös war, und das gefiel mir. Ziemlich schnell stellten wir fest, dass wie beide aus Deutschland kamen und Russisch sprachen. Wir unterhielten uns den ganzen Abend lang, immer wieder ließen wir uns Champagner nachschenken und kicherten zusammen auf Russisch, das wir beide nicht mehr allzu gut beherrschten, aber wir bildeten uns ein, dass es außer uns keiner verstand. Wir waren Maskottchen, die nicht in diese Welt gehörten und nur wegen ihres Unterhaltungswerts (Sergej) oder aus Versehen (ich) eingeladen worden waren.

Ich fragte ihn, ob wir uns wiedersehen könnten. Er nickte und schrieb mir seine Nummer in übertrieben großen Ziffern auf den Unterarm, damit ich sie nicht verlor, wie er sagte. Ich verlor sie nicht.

Bevor ich in die USA kam, hatte ich eine sehr romantische Vorstellung von New York. Bis ich Sergej traf, fühlte ich mich dort einsam und isoliert. Ich schaffte es einfach nicht, neue Leute kennenzulernen. An den meisten Abenden saß ich alleine in meinem Zimmer und dachte an meinen ersten Ehemann, vor dem meine Mutter mich gewarnt hatte. Er hatte eines Nachts Gott gefunden und mich am nächsten Morgen verlassen. Nun musste ich mir beweisen, dass ich ihn vergessen konnte. Am besten irgendwo weit weg. Und nichts schien mir damals so weit weg von meinem bisherigen Leben zu sein wie ein Studium an der Columbia.

Nach jenem Abend mit Sergej fiel die Schwere wieder von mir ab. Mit ihm lernte ich die Stadt neu kennen und überwand meine Angst vor Ratten und überfüllten U-Bahnen. Bald hatten wir eine Lieblingsbar, in der es gute Live-Musik gab und die Getränke unschlagbar billig waren. Danach liefen wir ziellos und oft schweigend durch die Straßen und erzählten uns unsere Leben, nur um irgendwann in Sergejs winzigem Apartment in China Town zu landen, wo es immer nach dem Essen aus einem der vielen nahe gelegenen Restaurants roch. Ich wollte mit Sergej jede freie Sekunde verbringen, nur eine Beziehung wollte ich nicht.

Ein halbes Jahr später saß ich bei Sergejs Abschlusskonzert an der Julliard und weitere zwei Wochen danach verabschiedete ich ihn am Flughafen. Er ging zurück nach Berlin, obwohl ich nicht verstand, weshalb.

In den nächsten drei Jahren kam er immer wieder für Konzerte nach New York, aber wir sahen uns nicht oft. Der Kontakt wurde immer weniger und beschränkte sich bald auf gelegentliche SMS und Likes. Dann beendete ich meine Promotion, und weil ich Schwierigkeiten mit meinem US-Visum hatte, musste ich nach Berlin zurückkehren. Am liebsten hätte ich Berlin gleich wieder verlassen, aber ich fand einen gut bezahlten Job in einer Galerie, deren Chefin Octavia mich von Anfang an machen ließ, worauf ich Lust hatte. Außerdem rief ich Sergej an. Wir trafen uns, und alles war wie früher, nur dass er inzwischen mit einer Ballerina zusammenlebte. Ich hätte nicht gedacht, dass ich eifersüchtig wäre. Ich dachte, ich hätte meine Gefühle unter Kontrolle, dabei liebte ich ihn. Glücklicherweise dauerte es nicht lange, bis Sergej und die Ballerina sich trennten und ich ihn trösten konnte. Zumindest dachte ich, ich würde ihn nur trösten. Neun Monate später wurde Rosa geboren. Als sie vier wurde, wurde ich wieder schwanger. Ich entschied mich, mei-

nen Job in der Galerie zu kündigen und ein Buch über die Auswirkungen der Aids-Krise auf die amerikanische Kunstszene zu schreiben. Eine Arbeit, mit der ich nicht vorankam, obwohl es das Thema war, über das ich promoviert hatte.

Trotz all der Umbrüche der letzten Jahre blieb eines immer gleich: In den meisten Räumen, in denen Sergej sich zu Hause fühlte, war ich fremd. Aber ich hatte immer gewusst, dass ich einen Juden heiraten würde, und das hatte den Ausschlag gegeben.

Ich verließ die Wohnung in Eile: Wir waren zu spät dran für Rosas musikalische Früherziehung, und ich tippte hektisch in mein Handy auf der Suche nach einem Uber, das uns zur Musikschule bringen würde. Im Hausflur hatte schon wieder jemand alte, unbrauchbare Schränke und abgenutzte Kochtöpfe abgestellt, anstatt sie zum Sperrmüll zu bringen.

Während der letzten drei Tage hatten sich heftige Regenschauer mit Nieselregen abgewechselt, und obwohl der Himmel nun klar war, schimmerten die Straßen nass. Wir warteten vor dem Haus auf den Fahrer, der uns laut App in drei Minuten abholen würde. Rosa fragte nach ihrem Kuscheltier und begann, an meiner Tasche herumzuzerren. Das Auto fuhr vor, ich lief los und zog Rosa, die noch immer in meiner Tasche wühlte, hinter mir her. Ehe ich mich versah, landete ich auf dem Boden. Mein Knöchel pulsierte vor Schmerz, aber wenigstens war Rosa nicht mit mir gefallen. Sie stand neben mir und starrte mich entsetzt an. Ihre Lippen kräuselten sich, sie war kurz davor, in Tränen auszubrechen. Ich redete ihr gut zu, obwohl ich am liebsten selbst losgeheult hätte, griff nach meiner Tasche, deren Inhalt über den Boden verteilt war, sammelte alles rasch auf und versuchte aufzustehen. Unter mir sah ich einen Stolperstein und eine rote Friedhofskerze. Ich verfluchte den Deutschen, der diese Kerze mitten auf den Weg gestellt hatte, und humpelte ins Taxi. Der Fahrer sah mich besorgt an, ich versicherte ihm, es sei alles in Ordnung, und fragte nach einem Kindersitz, den er nicht dabei hatte.

Im muffigen und fensterlosen Flur der Musikschule schaute ich mir zum ersten Mal meinen Knöchel an. Rosa saß bereits im Unterricht, also wartete ich im Flur auf sie. Der Knöchel war

geschwollen und lila. Ich setzte mich auf die Bank, lehnte meinen Kopf gegen die kühle Wand.

Als ich nach dreißig Minuten Rosa wieder abholen wollte, bat mich der Lehrer um ein Gespräch. »Ich kann Ihre Tochter nicht unterrichten«, sagte er und schaute mich ausdruckslos an. Er trug ein Käppi und einen Nasenring. Er war nur ein paar Jahre jünger als ich.

»Warum nicht?«

»Sie versteht nicht, was ich sage. Sie scheint nicht zu üben. Wenn es jetzt schon so schlecht läuft, wird es ein sehr langer Weg.«

Ich wollte ihm sagen, dass es ohnehin ein sehr langer Weg sei, aber stattdessen sagte ich nur: »Das macht nichts.«

»Sie verstehen nicht«, insistierte er.

»Doch, aber ihr Vater hat auch nicht von einem Tag auf den anderen den Chopin-Wettbewerb gewonnen.«

Er übergang meinen Kommentar.

»Vielleicht liegt es am Fokus«, schlug er etwas freundlicher vor.

»Vielleicht«, antwortete ich und schwor mir, ihn zu vernichten, sobald der Schmerz im Knöchel nachließ.

»Ist mit Ihnen alles in Ordnung?«, fragte der Klavierlehrer.

»Danke.«

»Was werden Sie tun?«

»Was meinen Sie?«, fragte ich dümmlich.

»Wegen der Probezeit«, versuchte es der Lehrer noch einmal.

»Wir hören nicht auf«, sagte ich. Ich zwang mich, aufzustehen, nahm Rosa an die Hand, sammelte die Noten ein und verabschiedete mich hastig. Der Klavierlehrer schaute mich besorgt an.

»Ist Papa wieder da?«, quengelte Rosa, als wir draußen waren.

- »Er ist sicher schon zu Hause.«
»Hat er mir ein Geschenk mitgebracht?«
»Das macht er doch immer«, sagte ich.

Als wir zu Hause ankamen, war die Wohnung leer. Sergej hatte zwar geschrieben, dass sein Flug sich verspätete und er todmüde sei, aber er hätte selbst mit der angekündigten Verspätung längst da sein müssen. Ich nahm eine Tablette gegen die Schmerzen, bestellte eine Pizza für mich und Rosa und schaltete den Fernseher ein. Über den Bildschirm flimmerten Bären und andere simpel gezeichnete Tiere, was auf Rosa eine ungeheuer beruhigende Wirkung zu haben schien. Sie schlief neben mir ein. Ich sah zu, wie im Haus gegenüber die ersten Lichter angingen und dann eines nach dem anderen wieder ausgeschaltet wurde, während der Himmel draußen immer dunkler wurde.

Sergej kam eine halbe Stunde nach Mitternacht völlig kaputt von seiner Reise zurück. Drei Konzerte in fünf Tagen, dazu noch der Jetlag. Er stellte seinen silbernen Rollkoffer im Flur ab, und ich wusste, dass er ihn mindestens eine Woche lang nicht auspacken würde. Das Wichtigste, seine Noten, hatte er immer im Handgepäck bei sich, und er legte sie sofort nach seiner Ankunft auf den Flügel. Wie eine Mahnung an sich selber.

Vorsichtig trug er Rosa in ihr Bett, legte ein kleines neongelbes Päckchen neben sie und kam in die Küche, wo ich auf ihn wartete.

- »Möchtest du etwas essen?«

Er schüttelte den Kopf. Ich ging zu ihm und küsste seine Stirn. Dann nahm ich seine Hand, er küsste meine.

- »Ich mache dir schnell was? Nichts Großes.«

»Nur Nudeln«, sagte er, und ich lachte. Ich kochte fast immer Pasta, da Nudelsaucen das Einzige waren, was ich zubereiten

konnte. Meistens kamen sie aus einem Glas, aber das Erhitzen auf die richtige Temperatur beherrschte ich sehr gut.

»Wie war der Flug?« Ich setzte das Wasser auf.

»Lang.«

»Und die Tournee?«

»Das letzte Konzert war ausverkauft, die anderen beiden ordentlich gefüllt.«

Das Wasser kochte zwar noch nicht, aber ich warf die Nudeln trotzdem hinein und schaute im Kühlschrank nach der Sauce.

»Minna ist nicht zufrieden.«

Minna war Sergejs Agentin und seiner Mutter nicht unähnlich: Beide Frauen waren kultiviert, kalt, effizient und immer elegant gekleidet. Während Minna Wert auf bestimmte Marken wie Prada legte, trug Sergejs Mutter nie etwas, das ein sichtbares Label hatte, war aber stets in Kaschmir, Seide und weiche Baumwolle gehüllt, Kleidung, die durch perfekte Schnitte bestach. Sie liebte Strenge und Selbstbeherrschung.

»Warum?«, fragte ich.

»Sie sagt, etwas muss passieren.«

»Genau dafür bezahlst du sie, oder nicht?« Ich verlagerte mein Gewicht auf das andere Bein. Der Knöchel war noch geschwollen, aber die Schmerzen hatten nachgelassen. Sergej wirkte abwesend und schwieg eine ganze Weile, bis er schließlich sagte: »Es gibt jedes Jahr so viele neue Absolventen. Ich könnte jederzeit ersetzt werden.«

»Nein.« Ich goss die Nudeln ab, ohne sie vorher zu probieren, und füllte sie auf den Teller. Dann holte ich den anderen Topf, goss die Soße daraus auf die Nudeln und stellte den Teller vor Sergej hin.

»Doch, Lou.« Er schaute von seinen Nudeln auf: »Das ist so ziemlich genau das, was sie sagt, und sie hat Recht.«

»Du bist die nächsten beiden Jahre so gut wie ausgebuht.«

»Aber da sind überhaupt keine großen Konzerte dabei.«

»Groß genug.«

»Du weißt selbst, dass das nicht stimmt.«

Tatsächlich war mir nicht entgangen, dass seine Karriere stagnierte, aber ich hütete mich davor, es auszusprechen. Sergej mangelte es nicht an Anfragen für Konzerte, nur waren es nicht mehr die großen Säle und berühmten Orchester. Ich versuchte, mir keine Sorgen zu machen, auch wenn ich wusste, dass das kein gutes Zeichen war. Ich hatte keine Ahnung, was aus ihm werden sollte, wenn er nicht mehr spielte.

»Ist die Tomatensauce in Ordnung?«

Er lachte und fragte: »Wie war es hier?«

»Der Klavierlehrer will Rosa rausschmeißen«, sagte ich.

Sergej lachte aus vollem Hals.

»Serescha, er meint es ernst.«

»Ich bin auf seiner Seite. Niemand richtet die klassische Musik mehr zu Grunde als die überambitionierten postsowjetischen Tiger-Mums, die glauben, hochbegabte Kinder zu haben.«

»Wir reden hier von musikalischer Früherziehung.« Ich machte eine Pause und wiederholte mit Nachdruck: »Deutscher Früherziehung.«

»Was hat er genau gesagt?« Nun hatte ich seine volle Aufmerksamkeit.

»Im Prinzip, dass es sinnlos ist.«

»Wozu braucht sie überhaupt musikalische Früherziehung?«

»Wo soll sie die denn sonst bekommen?«

»Na, von mir zum Beispiel«, sagte Sergej gespielt beleidigt.

»Du bist nie da«, sagte ich.

Sein Blick wurde sofort feindselig: »Aber haben wir uns

nicht darauf geeinigt, dass wir noch etwas warten, bevor sie mit einem Instrument anfängt? War es nicht sogar deine Idee?»

»Ich meine nur«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen, stand auf und machte den Wasserkocher an: »Er hat kein Recht, sie rauszuschmeißen. Er sollte ihr etwas beibringen.«

»Ich rede mal mit ihm.«

»Nein, wir werden zu einem anderen Lehrer wechseln.«

»Und zu wem?«, fragte er aggressiv.

»Keine Ahnung.«

»Soll ich meine Mutter fragen?«

»Nein«, meine Stimme war schriller, als sie sein durfte.

»Sie weiß, dass du sie hasst.« Sergej war nicht mehr verärgert, sondern plötzlich amüsiert.

»Ich hasse sie nicht.«

Er lächelte nachsichtig.

»Sollen wir meine Mutter fragen?«, schlug ich vor.

»Um Gottes willen«, jetzt war Sergej wieder ernst.

Das Wasser kochte. Ich goss einen Schwarztee auf und legte ein paar Kekse, die Rosa übrig gelassen hatte, auf einen Teller, den ich Sergej hinschob. Er murmelte »Danke« und lehnte sich gegen die Wand.

»Hast du noch Hunger?«

Er schloss seine Augen und sagte: »Ich lege mich ein wenig hin, okay?«

»Natürlich«, sagte ich. Er sah wirklich fertig aus, nur schien es mir diesmal keine Überarbeitung oder transatlantische Müdigkeit zu sein. Da war etwas Neues in seinem Gesicht, das ich bisher nicht kannte und das mir Angst machte. »Ist alles in Ordnung?«

»Hm.« Sergej hatte seine Ellbogen auf dem Tisch abgestützt und massierte seine Schläfen.

»Ist was passiert?«

»Nein.« Er starrte auf die schwarz-weißen Fliesen des Küchenbodens.

»Sicher?«

»Sicher.« Er nahm einen Schluck Tee und verbrannte sich die Zunge: »Verdammt.« Sein Gesicht verzog sich vor Schmerz.

Nach einer Weile sagte er: »Ich hatte Angst. – Lou?«

Ich ging zu ihm und nahm seine Hand. Er schien meine Berührung nicht zu bemerken und blieb eine ganze Weile lang stumm, bis er zu erzählen anfang: »Ich habe die Nerven verloren. Ich ging raus, setzte mich an den Flügel, und plötzlich hatte ich Angst, mich lächerlich zu machen. Es war wahrscheinlich das tausendste Konzert, das ich spielte, aber zum ersten Mal konnte ich das Publikum nicht ausblenden. Ich hatte das Gefühl, alle im Saal warten nur darauf, dass ich einen Fehler mache. Ich habe es irgendwie geschafft, zu Ende zu spielen. Aber am schlimmsten war, wie der Dirigent mich danach anschaute.«

»Wie?«, fragte ich.

»Ach, egal.«

Ich umarmte ihn.

»Ich will kein Mitleid«, er befreite sich aus meinen Armen.

»Bist du dir sicher, dass du seinen Blick nicht falsch verstanden hast?«

»Darum geht es nicht, Lou.« Er blieb mit geschlossenen Augen am Küchentisch sitzen. In ein paar Stunden würde Rosa aufwachen.

»Dieses Mal ging es gut, aber nächstes Mal vielleicht nicht.«

»Dann wird es eben kein nächstes Mal geben.«

Er schaute mich dankbar an, ich hob seine Hand hoch und küsste sie.

Sergej war immer besser als alle anderen gewesen. Er hatte ein Talent, das über jeden Zweifel erhaben war. Zumindest bis jetzt.

»Ruh dich aus«, sagte ich.

»Ich bin nicht müde.«

Dann stand er auf und ging ins Schlafzimmer, wo er sich angezogen aufs Bett warf. Ich folgte ihm und sorgte dafür, dass er zumindest das enge Hemd auszog. Er schloss die Augen und drehte sich auf die Seite. Ich zog mein Kleid aus und legte mich zu ihm.

Nachdem Sergej eingeschlafen war, las ich die Rezensionen seiner letzten Konzerte im Internet. Ich fand nicht viel, und von den bekannten Kritikern hatte niemand etwas geschrieben, aber die wenigen Artikel, die es gab, waren kurz und wohlwollend. Auf Instagram teilten die Menschen Fotos von Sergejs Auftritten.

Ich zog mir T-Shirt und Unterhose an, ging in die Küche und trank dort ein Glas Wasser. In der Wohnung war es kalt, ich fror, während es draußen allmählich dämmerte. Die ersten Fenster im Haus gegenüber leuchteten auf. Ich wusste mittlerweile, welche Nachbarn wann aufstehen würden. Zuerst das Ehepaar, das unter dem Dach wohnte, dann würde es in der Wohnung im dritten Stock hell werden, in der stets bis drei Uhr nachts das Licht brannte, dann würde der alte Mann aus dem ersten Stock, der alleine lebte, in der Küche sein Frühstück zubereiten. Rosa rief im Schlaf nach mir. Ich ging zu ihr und strich ihr übers Bein, bis sie wieder eingeschlafen war. Obwohl ich schon in einer halben Stunde aufstehen musste, legte ich mich wieder in unser Bett. Sergejs Atem war nun regelmäßig, der Körper ruhte auf der Daunendecke. Seine linke Hand hing seitlich vom Bett herunter, der Ehering schimmerte im Halbdunkel. Kurz bevor der Wecker klingelte, schlief ich ein.

Sergej wachte erst mittags auf. Als er aus der Dusche kam, sah er ausgeruht aus und nicht mehr so verzweifelt. Allerdings sah nach dem Duschen niemand verzweifelt aus. Ich saß am Küchentisch und blätterte in einem Ausstellungskatalog von Helen Molesworth. Ich war auf der Suche nach Einzelheiten, die ich in meiner Arbeit übersehen haben könnte.

Sergej küsste meinen Nacken, genauso, wie ich es liebte. Er roch nach meiner Lieblingsseife und nach sich selbst, und plötzlich spürte ich nichts mehr außer Verlangen. Ich schmeckte den Espresso, den er gerade getrunken hatte, lockerte den Gürtel seines Bademantels, er zog mir meinen Pullover aus, öffnete den Knopf meiner Jeans, ich zog sie aus, küsste ihn weiter.

»Wollen wir gleich hier?«, fragte er.

»Lass uns ins Bett gehen«, sagte ich. Die Zeiten, in denen er mich ins Schlafzimmer hinübergetragen hatte, waren längst vorbei. Er griff nach meiner Hand und folgte mir.

Später bat er mich, Rosa früher abzuholen, schlug aber nicht vor, es selbst zu tun. Als Rosa und ich von der Kita nach Hause kamen, roch die Wohnung nach süßem Teig. Die Arbeitsplatte war voller Geschirr, Eierschalen lagen im Ausguss, auf dem Boden waren deutliche Spuren von Mehl oder Zucker oder beidem zu sehen. Die Spülmaschine war noch nicht ausgeräumt. Doch in der Bratpfanne brutzelten Pfannkuchen, und Rosa quietschte vor Vergnügen.

Sie lud ihren Teller voll, klatschte in die Hände, und ich bestrich ihre Pfannkuchen mit sehr viel Marmelade. Sie fing sofort an zu erzählen: vom Kindergarten, von ihren Freundinnen, wie doof Jungs waren und wie sehr sie ihren Vater vermisst hatte. Ihr Geschenk hatte sie direkt nach dem Aufwachen auf-

gerissen, es waren neue Puppenkleider der Marke *American Girl*. Beim Erzählen aß Rosa mit offenem Mund, und ich ermahnte sie, es sein zu lassen. Sie schloss den Mund für einen Augenblick, bewegte darin das Essen hin und her und fing wieder von vorn an zu erzählen. Als die letzten Pfannkuchen auf dem Tisch standen, setzte Sergej sich endlich hin. Rosa kletterte sofort auf seinen Schoß, schmiegte sich an ihn und wischte ihren Mund an seinem Pullover ab. Diese Flecken wieder herauszukriegen würde dann wohl mein Job sein, dachte ich genervt und ärgerte mich einen Augenblick später über mich selbst.

Nach dem Essen durfte Rosa fernsehen. Sergej nahm eine Flasche Weißwein aus dem Kühlschrank und goss uns großzügig ein. Ich holte eine Packung Chips aus der Schublade und spürte einen dumpfen Schmerz in meinem Knöchel, der inzwischen dunkelblau war.

»Hast du dich ausgeruht?«, fragte ich.

»Ja, es geht besser.«

»Was du gestern über die Angst gesagt hast –« Ich wusste nicht, wie ich den Satz beenden sollte.

»Ja?«

»Möchtest du vielleicht mit jemandem darüber reden?«

Sergej lachte aus vollem Hals.

»Ich meine es ernst.«

»Nein, Lou, wirklich nicht. Lass uns jetzt einfach den Wein trinken. Weißt du, ich bin rausgegangen, habe mich verbeugt, dem Dirigenten die Hand geschüttelt, es war dunkel im Saal, aber ich wusste, dass er voll besetzt war, hörte den Beifall, sah die Staubkörnchen im Scheinwerferlicht, das Hemd meines Fracks war gestärkt.«

»Du hasst es.«

Er lächelte zum ersten Mal: »Genau, ich hasse es. Aber in

dem Moment dachte ich, dass ich vielleicht nicht nur die gestärkten Hemden hasse, sondern alles.«

»Alles?«

»Den Zirkus.«

Sergej war zum Mittagessen mit seiner Agentin verabredet. Ich hatte Zeit und rief meine Mutter an. Sie ging sofort ans Telefon, berichtete mir von ihrer Erkältung und sagte dann unvermittelt: »Maya hat Geburtstag.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Es ist der neunzigste.« Danach sagte sie nichts mehr, auch nicht, als ich mich räusperte.

»Möchtest du hin?«, fragte ich vorsichtig.

Meine Mutter antwortete nicht sofort: »Eigentlich nicht, aber es könnte ihr letzter sein.«

»Hm.«

»Du bist auch eingeladen.«

»Ich will nicht hin.«

»Sie feiern auf Gran Canaria, in einem Resort.«

»Laden sie ein?«

»Ja, aber wir müssen die Reise selbst bezahlen.«

»Warum nennen sie es dann Einladung?«

»Weil wir dabei sein sollen.«

Ich lachte: »Wie viel kostet es?«

»Es ist gar nicht so teuer. Dafür, dass es mitten in der Saison ist.« Der Ton meiner Mutter gefiel mir nicht.

»Ich verstehe nicht, warum sie ausgerechnet nach Gran Canaria wollen. Gibt es in Israel keine Strände?«

»Maya hat die Reise bei einem Gewinnspiel im Supermarkt gewonnen. Fliegst du mit?«, fragte sie nach einem langen Zögern.

»Auf keinen Fall.«

»Wir könnten Rosa mitnehmen. Es ist auch erst Ende August.«

»Ich weiß nicht, wie spannend ein neunzigster Geburtstag für eine Fünfjährige ist.«

»Es ist immerhin Gran Canaria. Soll ich dir Geld geben? Du arbeitest ja im Moment nicht.«

»Ich schreibe ein Buch.«

»Ich meine, du verdienst gerade nichts.«

»Ich brauche kein Geld«, rief ich. Geld von meiner Mutter anzunehmen war wirklich das Letzte, was ich wollte.

»Können wir später darüber reden?«

»Bist du etwa beschäftigt?«, fragte sie gehässig.

»Ich muss gleich Rosa abholen.«

»Du hast doch ein Handy. Du kannst auf der Straße weiterreden.«

»Okay, lass mich ein wenig überlegen, und ich gebe dir später Bescheid.«

»Du sollst nicht überlegen, du sollst mitkommen.«

»Ich muss erst mit Sergej sprechen.«

»Ihm ist das doch egal.«

»Vielleicht auch nicht.«

»Lässt du dich scheiden?«

»Wie kommst du darauf?«

»Tu es nicht. Eine Scheidung bringt nichts als Probleme, wenn man Kinder hat. Wenn er dich schlagen würde ...«

»Solltest du nicht auf meiner Seite sein?«

»Ihr lasst euch also scheiden. Hast du schon mit einem Anwalt gesprochen? Wer bekommt die Wohnung?«

»Wir haben einen Ehevertrag.«

»Stimmt, dieses Miststück.« Damit meinte sie meine Schwiegermutter.

»Mama, wir lassen uns nicht scheiden, und ich muss jetzt wirklich aufliegen.«

Ich legte auf und verließ die Wohnung.

Unsere Familie war seit mehreren Jahrzehnten zersplittert. Meine Mutter und ich waren die Einzigen, die in Deutschland lebten. Ihre Schwester, meine Tante, und die weitläufige Verwandtschaft waren in Israel. Als sie dort hinzogen, gab es noch Ferngespräche, auf die man mehrere Tage warten musste und die exorbitant teuer waren. Briefe kamen in Baku nur selten an, und wenn doch, dann handelte es sich um mehrere eng beschriebene Papierbögen, die von Ereignissen berichteten, die zum Zeitpunkt der Lektüre längst nicht mehr relevant waren. In den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion verbrachten wir jeden Sommer in Israel, erst bei meinen Großeltern, später bei Rosa oder meiner Tante, immer von zahlreichen Verwandten und Bekannten umgeben. Der letzte Sommer dieser Art war inzwischen fast zwanzig Jahre her. Nachdem meine Großmutter kurz nach meinem dreizehnten Geburtstag gestorben war, wollte meine Mutter nicht mehr hinfahren. Ihr Vater war bereits vor Jahren gestorben, und nun sagte sie, sie wolle ihrer Schwester mit unserem Besuch nicht zur Last fallen und ohne Rosa sei es ohnehin nicht dasselbe. Vielleicht war etwas vorgefallen, vielleicht schämte sie sich für das Verhalten meines Vaters. Vielleicht war es auch nur etwas zwischen ihr und ihrer Schwester: all die kleinen Wunden, die sie einander im Laufe des Lebens zugefügt hatten, die Beleidigungen, das Gefühl, übergangen oder nicht genug wertgeschätzt worden zu sein, die sich irgendwann summiert hatten, bis es zu spät war.

Ich glaube, meine Mutter war auf ihre israelische Verwandtschaft eifersüchtig. Sie war vor fünfundzwanzig Jahren nach Deutschland gekommen – natürlich nicht ohne gewisse Bedenken – und hatte gedacht, sie sei der Armut entkommen. In der ersten Zeit sahen wir im neuen Land nichts als Überfluss: die gebrauchten Möbel, die am Straßenrand abgestellt wurden und die wir oft nach Hause schleppten, die von anderen Leuten

abgelegte Kleidung, die eine viel bessere Qualität hatte als alles, was es in Aserbaidschan zu kaufen gab. Auch die vollen Regale in den Supermärkten faszinierten uns. Während meine Mutter als Klavierlehrerin arbeitete, ging es uns gut, wir hatten ein Auskommen, es gab keinen Bombenalarm, und niemand musste zum Militär. Doch je älter sie wurde, desto komplizierter wurde es: Die Miete wurde immer höher, die Verwandten in Israel hatten ihre Wohnungen inzwischen abbezahlt – und zwar nicht irgendwelche Schuhschachteln, sondern riesige Apartments mit Terrassen und Swimmingpools. Zudem handelte es sich nicht um unsanierte Altbauten mit Schimmel, sondern um schicke Neubauten, errichtet auf Land, dessen Besitz moralisch nicht in Ordnung war, von meinen Verwandten aber nie hinterfragt wurde. Während meine Tanten also ihren Ruhestand genossen, wurde es für meine Mutter in Deutschland eng: Sie hatte nur eine kleine Rente, denn die Arbeitsjahre der Russlanddeutschen in der Sowjetunion wurden angerechnet, die der Juden nicht.

Aber womöglich war ich ebenfalls eifersüchtig: Während meiner seltenen Besuche in Israel war ich erstaunt darüber, wie sicher sich meine Verwandten ihrer jüdischen Identität waren. Sie wussten, wer sie waren. Auch wenn sie für die Mehrheitsgesellschaft einfach nur die Russen blieben.

Inzwischen beschränkte meine Mutter den Kontakt zu ihrer Schwester und ihren Tanten auf kurze Anrufe und WhatsApp-Nachrichten, weshalb ich meine Cousins und Cousinen, mit denen ich als Kind so vertraut gewesen war, irgendwann aus den Augen verlor. Sowieso hatte ich genug mit mir selbst zu tun und überließ die Pflege der Familienbindungen gern meiner Mutter, eine Aufgabe mehr, die sie übernehmen musste. Irgendwann schrumpfte unsere einst weitverzweigte Familie auf uns vier – meine Mutter, Rosa, Sergej und mich – zusammen,

wobei ich glaube, dass für meine Mutter Sergej niemals richtig dazugehört hatte. Für sie war er ein Familienmitglied auf Abruf. Männer hielten es in unserer Familie ohnehin nicht lange aus. Sie starben oder verließen uns. Auch Sergej hatte keine sonderlich enge Bindung an seine Geschwister. Ich denke, sie nahmen es ihm übel, dass er so offensichtlich von seiner Mutter bevorzugt wurde. Sein Vater war unterkühlt ihm gegenüber und überschwänglich vor Liebe zu seinen beiden Töchtern.